

Die Letzten

Das mir unliebsamste Gespräch in der Runde österreichischer und deutscher Freunde und Bekannten folgt traumwandlerisch immer demselben Muster. Man redet wieder einmal über die längst nicht bewältigte Vergangenheit und den Holocaust, und irgendwann wirft garantiert jemand ein, „na, und die armen Indianer?“, halb als Alibi, halb als Schuldvergleich gemeint. Damit erübrigt sich jede weitere Diskussion, denn das Wissen um das Schicksal der ersten Bewohner des Nordamerikanischen Kontinents beruht oft auf nicht viel mehr als intensiver Karl May Lektüre. Die wenigsten US Bürger würden heute diese grauenhafte Geschichte der Dezimierung und Vertreibung leugnen, wenn sie auch selten an die Bewusstseinsoberfläche dringt. Schon für die in die Millionen zählenden Einwanderer des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren die schändlichsten Aspekte der Expansion nach Westen Vergangenheit, und ihre Nachfahren ruhen diesbezüglich erst recht auf sanften Kissen. Wenn überhaupt der bis heute nachhaltigen üblen Folgen gedacht wird, dann entweder mit bedauernder Hilflosigkeit oder trotzigem Unverständnis. Dass Lord Jeffrey Amherst, Britischer General in den French-Indian-Wars (1754-1763), schon damals chemisch-biologische Waffen anwendend, mit Pocken infizierte Decken und Taschentücher an die Indianer verteilen ließ und die gegen diese Krankheit ohne Widerstand ausgerüsteten Menschen zu tausenden dahingerafft wurden, geschah schließlich schon bevor die Unabhängigkeit der Kolonien erstritten war. Heute herrscht höchstens ein leises Unbehagen bei den sensibleren Einwohnern des Städtchens Amherst und den Studenten des ebenso benannten Privatcolleges, wenn sie des militärischen Helden und Gründers gedenken. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung 1776 zählte der dort ansässige Stamm der Abenakis jedenfalls nur mehr weniger als tausend Seelen, nachdem 75% der Bevölkerung schon vorher durch eingeschleppte Krankheiten ausgerottet worden waren. Es dauerte fast 250 Jahre bis die Gruppe wieder 12000 Mitglieder verzeichnen konnte.



Obama hat gewissenhaft mehr Minoritäten und Frauen in seinen Regierungsstab aufgenommen als andere vor ihm. Wie steht es aber mit dem Anteil an Native Americans? Die einzige Berufung ins Kabinett einer bona fide Uramerikanerin ist Dr. Yvette Roubideaux aus dem Rosebud Sioux Tribe, eine verdienstvolle an Harvard promovierte Medizinerin, die nun Director of Indian Health Services ist. Einzig Tom Cole, Republikaner aus Oklahoma, Chickasaw Nation, hat zur Zeit im Kongress eine Stimme. Vor ihm redete der Northern Cheyenne Ben Nighthorse Campbell, Colorados republikanischer Senator von 1993-2005, im Haus mit.



Tom Cole



Yvette Roubideaux

Ganz ehrlich einmal: hättet ihr auf den ersten Blick erkannt, dass diese beiden Native Americans sind? Oder stellen wir uns die Menschen eher doch noch so vor?



Aber wie die Afro-Amerikaner und Asiaten haben sich auch die Native Americans mit Weißen und anderen Rassen vermischt. Die Schriftstellerin Louise Erdrich (Mutter Ojibwe, Vater deutschstämmig) ist ein prominentes Beispiel. Dank solcher überlieferter Stereotypen konnten jedoch Native Americans in Hollywood Filmen nicht sich selbst darstellen: sie sahen nicht "echt" genug aus. Die Indianer in den

klassischen Western wurden durchwegs von angemalten Europäern verkörpert. Das führte so weit, dass in einer der erfolgreichsten Fernsehwerbekampagnen Anfang der 1970iger Jahre der Indianer (Chief Iron Eyes Codi), dem angesichts der durch Müll verunstalteten Landschaft eine Träne über die Wangen rinnt, eigentlich Espera de Corti hieß, der Sohn sizilianischer Einwanderer.



Chief Iron Eye Codi

Diskriminierung und das elende Leben auf den Reservationen tragen sicherlich dazu bei, dass bis jetzt die Vertretung in Washington kaum ins Gewicht fällt. Dazu kommt, dass es hunderte von verschiedenen Tribes gibt, die unterschiedliche kulturelle und historische Voraussetzungen mit sich bringen und diese auch, ob zum Guten oder Schlechten, bewahren. Z.B. ist manchen westliches Wettbewerbsdenken fremd, und traditionelle Familien- und Gesellschaftsstrukturen sowie religiöse Rituale halten häufig weiterhin jedem Einfluss von Außen stand. Die Reservationen werden zum Teil autonom verwaltet, d.h., sie haben ihre eigene Polizei, Schulen und können Spielkasinos in Staaten einrichten, in denen sie sonst verboten sind. Letztere sind zwar lukrative Einnahmequellen für verarmte Tribes, locken aber auch massenhaft kriminelle Elemente an.

Heute schätzt man die Zahl der Native Americans auf zwischen 2 und 4,5 Millionen. Die Diskrepanz erklärt sich daraus, dass viele der Indian Nations landesübergreifend auch in Canada angesiedelt sind. In den USA sind sie 1,5% der Bevölkerung, von denen ein Drittel auf Reservationen lebt. Der größte Tribe sind die Cherokees (308.132), gefolgt von den Navajos (219.198). Die Apachen liegen an 7.ter Stelle mit 50.051 Mitgliedern, von den Kiowas gibt es grad noch mal 9.421 und von den Iowas bloß 519. Starke Bevölkerungszahlen weisen die Chippewas, Sioux und Choctaws auf. Oklahoma ist der Staat mit den meisten Native Americans, vor New Mexiko und North Carolina. Die wenigsten findet man in West Virginia und New Hampshire. Erst 1924 erhielten sie die Staatsbürgerschaft und waren demnach auch zum Militärdienst verpflichtet. Diesem Ruf haben sich sie nie verweigert, sondern sogar freiwillig gestellt, sowohl aus wahren Patriotismus also auch getreu der eigenen durchaus kriegerischen Tradition. Zwischen 1941-1945 waren 44.000 im Einsatz, und im Vietnamkrieg meldeten sich 90% der Native American Soldaten freiwillig. Legendar auch die Comanche und Navajo Code Talkers im zweiten Weltkrieg. Diese schriftlosen, von Mann zu Mann direkt übertragenen und sofort übersetzten Sprachen gaben den deutschen und japanischen Geheimdiensten unlösbare Rätsel auf. Wer konnte schon wissen, dass "posah-tai-vo" (crazy white man) Hitler meinte?

Zurück zur Gegenwart. Warum sind die ersten immer noch die letzten? Und warum liegen sie selbst Präsident Obama so wenig am Herzen, unter anderem auch wegen der Tatsache, dass es unter den ersten Amerikanern Ölmillionäre und guten Mittelstand gibt? Entwurzelung, gesellschaftliche und politische Vernachlässigung, räumliche Entfernungen, der unabstreitbar weitverbreitete Alkoholismus und mehr als unzulängliche Schulen, die die Reservationen plagen: sie alle spielen eine Rolle. Die Wahlbeteiligung liegt bei 11,3%, denn eine Geschichte nicht eingelöster oder gebrochener Versprechen und Verträge macht misstrauisch. Daher lohnt es sich kaum für Politiker, diese Wählerschaft erst groß zu umwerben. Es gibt aber immer mehr studierende Native Americans, die sich zukünftig auch in der Politik bemerkbar machen werden. Demnächst steht an unserem College, gesponsert von den 3,6% Native American Studenten, der jährliche Powwow an, zu dem aus allen Richtungen Crees, Utes, Oneidas, Hurons, Mohawks, Seminolen, Wichitas, Dakotas, Quapaws, Pawnees, Crows, Mohegans, Iroquois, Delawares, Yaquis, Shoshones, Blackfoot, Potawatomi, u.s.w. mit Wohnwagen angereist kommen. Für zwei Tage feiern sie ihre

Kulturen mit Geschichtenerzählern und Tanz. Alle sind zum Mitmachen eingeladen, eine Gelegenheit, die sich besonders Kinder selten entgehen lassen, weil sie auch auf die Trommeln hauen dürfen.



Dartmouth Powwow

Vielleicht sollte sich der Präsident öfter daran erinnern, dass er vor einem Jahr von der Crow Nation adoptiert wurde und den Namen “One who helps people throughout the land” erhielt und sich die 101-jährige Myrtle Strong Enemy ins Gedächtnis zurückrufen.



Myrtle Strong Enemy

Die ersten hundert Tage sind fast um. Demnächst ziehen wir Bilanz.